

Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 30 (2002-2003)

Artikel: Zwei Europäer in schwieriger Zeit : Thomas Mann und sein Zürcher Verleger Emil Oprecht (1895-1952)
Autor: Papst, Manfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1052884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei Europäer in schwieriger Zeit

Thomas Mann und sein Zürcher Verleger Emil Oprecht (1895–1952)

Manfred Papst

„Altes und Neues“ hat Thomas Mann 1953 eine Sammlung seiner kleinen Schriften genannt. Altes und Neues ist auch zur Beziehung Thomas Manns zu seinem Zürcher Verleger Emil Oprecht zu berichten. Die Geschichte ist in ihren Grundzügen bekannt. Peter Stahlberger hat sie in seiner Oprecht-Monographie aus dem Jahr 1970, die freilich Thomas Manns Tagebücher noch nicht einbeziehen konnte, dargestellt¹; einlässlich behandelt ist das Thema auch in Thomas Sprechers Buch „Thomas Mann und Zürich“². Neu ist dagegen der grösstenteils unpublizierte Briefwechsel der beiden Protagonisten, den das Thomas Mann Archiv der ETH Zürich für diesen Vortrag zur Verfügung gestellt hat³.

Wo beginnen? Bei Thomas Mann hängt alles mit allem zusammen. Blenden wir deshalb kurz zurück in den Oktober 1930 und in den Berliner Beethovensaal. In seiner Ansprache hat Thomas Mann dargelegt, was er im Gegensatz zum Nationalsozialismus mit dessen „orgiastischer Verleugnung von Vernunft, Menschenwürde, geistiger Haltung“ unter wahrem Deutschtum versteht⁴. Nun muss er das Gebäude durch einen Hintertgang verlassen, um sich vor einer Horde demonstrierender SA-Leute in Sicherheit zu bringen. Schlimm genug, doch es ist nur der Pöbel gewesen, der da Stimmung gegen ihn gemacht hat. Etwas mehr als zwei Jahre später, am 10. Februar 1933 in München, nach dem Vortrag „Leiden und Grösse Richard Wagners“, sieht es bereits anders aus: Als Teil einer orchestrierten Hetzkampagne erscheint in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ ein kollektiver Protest, der unter anderen von Hans Pfitzner, Richard Strauss und Hans Knappertsbusch unterzeichnet ist und den „deutschen Geistesriesen“ Richard Wagner gegen Thomas Manns „Verunglimpfungen“ in Schutz nehmen zu müssen glaubt. Nach diesem Vorfall ist für den Dichter des „Zauberbergs“ nach seinem eigenen Bekunden in Deutschland kein Bleibens mehr.

So beginnen die Jahre des Exils, und so beginnt Thomas Manns Schweizer Zeit: Über Arosa, Lugano, Bandol und Sanary-sur-Mer kommt er nach Küsnacht, wo er sich für fünf Jahre niederlässt. Politisch hält er sich in den ersten Jahren der Emigration noch zurück, da er den Kontakt zu seinen Lesern und das Erscheinen seiner Bücher in Deutschland nicht gefährden will. Unterdessen zerbrechen die neuen Machthaber im deutschen Aussenministerium sich den Kopf, ob sie den Nobelpreisträger nun ausbürgern sollen oder nicht. Thomas Manns labiler Zustand eines quasi öffentlichen Schweigens hält bis 1936 an – genaugenommen bis zur Kontroverse Thomas Manns mit Leopold Schwarzschild und Eduard Kor-

rodi, in deren Verlauf der Dichter sich eindeutig zur Emigration bekennt. Einige Stichworte zur Erinnerung mögen hier genügen: Im „Neuen Tage-Buch“, seiner in Paris erscheinenden Exil-Wochenzeitschrift, hat Leopold Schwarzschild unter dem Datum des 11. Januar 1936 Thomas Manns Verleger Gottfried Bermann Fischer scharf angegriffen und ihn unter anderem einen „Schutzjuden des nationalsozialistischen Verlagsbuchhandels“ genannt⁵; Thomas Mann protestiert gemeinsam mit Hermann Hesse und Annette Kolb in der NZZ gegen die Unterstellung, Bermann Fischer mache mit dem Berliner Propagandaministerium gemeinsame Sache. Diese Stellungnahme, seine erste politische Verlautbarung aus dem Exil, trägt ihm nicht nur das Unverständnis zahlreicher emigrierter Schriftstellerkollegen, sondern auch einen sarkastischen Brief seiner Tochter Erika ein. Sie hält ihm vor, er falle durch dieses Engagement auf einem Nebenschauplatz der Emigration in den Rücken. In der polemischen Antwort Schwarzschilds steht sodann, es gebe in Deutschland gar nicht mehr viel zu schützen; das Vermögen der deutschen Literatur sei nahezu komplett ins Ausland transferiert worden.

Schwarzschilds Einschätzung der literarischen Emigration tritt nun Eduard Korrodi, Feuilletonchef der Neuen Zürcher Zeitung, am 26. Januar mit dem Artikel „Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel“ entgegen. Nach Korrodīs Ansicht ist kein einziger bedeutender Dichter ausgewandert, sondern „vor allem die Romanindustrie“⁶. Einige wenige, und zwar die Besten, behauptet Korrodi, ohne den Namen Thomas Mann zu nennen, distanzieren sich von der jüdisch dominierten, hasserfüllten Emigrantenliteratur. Damit aber manövriert er Thomas Mann in eine Zwickmühle: Er muss Korrodīs Klassifikation akzeptieren oder Farbe bekennen.

Er wählt schliesslich den zweiten Weg: Am 3. Februar antwortet er Korrodi nach einigem Zaudern und heftigem Drängen der Familie – ebenfalls in der NZZ. Vier Tage hat er sich mit dem Brief gequält, „benommen und herabgestimmt“, wie das Tagebuch festhält, schliesslich aber doch mit Mut zur Courage: „Ich habe nach 3 Jahren des Zögerns mein Gewissen und meine feste Überzeugung sprechen lassen“, notiert mit einer hübschen *contradictio in adiecto* der Diarist, „mein Wort wird nicht ohne Eindruck bleiben.“⁷ Tags darauf zweifelt er schon wieder und setzt sich, seltsam genug, mit Korrodi telefonisch ins Benehmen.

Thomas Manns Text zerpfückt Korrodīs Aufteilung in jüdische und nichtjüdische deutsche Literatur. Ohne jene europäische und „internationale Komponente“, wie sie gerade die Juden in die deutsche Kultur gebracht hätten, schreibt Mann, „wäre Deutschtum nicht Deutschtum, sondern eine weltunbrauchbare Bärenhäuterei“⁸, und er fährt fort: „Der deutsche Judenhass aber, oder derjenige der deutschen Machthaber, gilt, geistig gesehen, gar nicht den Juden oder nicht ihnen allein: er gilt Europa und jedem höheren Deutschtum selbst, er gilt, wie sich immer deutlicher erweist, den christlich-antiken Fundamenten abendländischer Gesittung.“⁹ In dieser geistigen Überlieferung, hält Thomas Mann fest, wur-

zele er tiefer „als diejenigen, die seit drei Jahren schwanken, ob sie es wagen sollen, mir vor aller Welt mein Deutschtum abzusprechen.“¹⁰

Korrodi ist also zum Auslöser von Thomas Manns lange erwartetem Bekenntnis zur Emigration geworden. Dass er es absichtlich provoziert hätte, ist unwahrscheinlich. Darauf weist nicht nur seine Duplik hin, die den Journalisten weiterhin überzeugt zeigt, es ginge um ihn und seine Meinung, sondern auch ein Brief an Hermann Hesse vom 9. Februar, in dem Korrodi in fast schon rührender Verknennung der ideellen und persönlichen Verhältnisse versucht, sich Hesse mit Resentiments gegen Linke, Juden und Thomas Mann anzudienen.¹¹

Die Reaktionen auf Thomas Manns offenen Brief sind unterschiedlich. Zwar erfährt der Autor viel Lob und Zuspruch – von Rudolf Jakob Humm etwa, von Teo Otto, Kurt Hirschfeld, Leonard Steckel, Ernst Ginsberg und Wolfgang Langhoff, auch von den rasch wieder versöhnten grossen Kindern; Schlagzeilen macht das Schreiben jedoch nicht. Am 4. Februar ist in Davos der nationalsozialistische Landesgruppenleiter Wilhelm Gustloff ermordet worden; diese Tat dominiert die Frontseiten der Gazetten für Wochen. Auch von Ausbürgerung, Bücherverbot und Enteignung ist einstweilen noch nicht die Rede, zumal die Olympischen Spiele in Berlin vor der Tür stehen und die neuen Machthaber negative Schlagzeilen zu vermeiden trachten. Allerdings ereifert sich Heydrich, der Stellvertretende Leiter der Geheimen Staatspolizei: Thomas Manns „masslose Äusserungen“, schreibt er, „stellen eine Beschimpfung und Verächtlichmachung des Deutschtums, des deutschen Volkes und seiner Führer dar, wie sie in ihrer stilistisch formvollendeten Umkleidung nicht gemeiner gedacht werden kann.“¹² Und tatsächlich sind die Schritte des nationalsozialistischen Regimes gegen seinen berühmtesten Dissidenten nur noch eine Frage der Zeit: Am 2. Dezember 1936 werden – nach Klaus und Erika - Thomas und Katia Mann mit ihren jüngeren Kindern Golo, Monika, Elisabeth und Michael ausgebürgert. Die Familie hat indes vorgesorgt und bereits die tschechische Staatsbürgerschaft angenommen, die Mitte 1944 durch die amerikanische abgelöst werden wird.

Die Ausbürgerung hat zwei unmittelbare Folgen: Thomas Manns Werke werden in Deutschland verboten, und die Ehrendoktorwürde der Universität Bonn wird ihm aberkannt. Auf diese Verfügung des Dekanats, die ihn am Weihnachtsabend erreicht und die er anderntags im Tagebuch mit der verräterischen Einleitungsformel „Fast hätte ich's vergessen“ notiert¹³, reagiert Thomas Mann mit einem Brief, der den zweiten Helden unserer kleinen Betrachtung auf den Plan ruft: den Zürcher Verleger Emil Oprecht. Mit ihm ist Thomas Mann über seine Tochter Erika in Kontakt gekommen, im November 1933 taucht der Name, falsch geschrieben, erstmals im Tagebuch auf.¹⁴ Das Verhältnis bleibt zunächst lose. Erst 1936 wird der Kontakt zwischen Oprecht und Mann allmählich enger, und am Silvester jenes Jahres schlägt die eigentliche Geburtsstunde einer denkwürdigen Freundschaft zwischen Autor und Verleger.

Thomas Mann nämlich liest diesem seinen Brief an den Dekan der philosophischen Fakultät der Bonner Universität vor, den er Tags zuvor schon Erich von Kahler und Kurt Hirschfeld zur Kenntnis gebracht und den Golo sogleich auf der Schreibmaschine abgetippt hat, und Oprecht erkennt sofort, dass dieser Brief ein eminentes Zeugnis der Humanität gegen die Barbarei ist, Thomas Manns „J'accuse“ gewissermassen, und dass er als solches einer möglichst breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht werden muss. Es bleibt nicht bei der Idee. Oprecht setzt sie sogleich in die Tat um: Der einseitige Briefwechsel wird gedruckt und veröffentlicht. Die schmale Broschüre wird zum Fanal, die erste Auflage von 10'000 Exemplaren ist in wenigen Tagen ausverkauft, die nächsten zehntausend bis Ende Februar. Der Text wird in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und gelangt in mindestens drei gedruckten Tarnausgaben auch nach Deutschland, zudem zirkuliert er im Reich in zahlreichen Abschriften. An der Bonner Universität hingegen wird das Schreiben Thomas Manns – wenig verwunderlich – strikt unter Verschluss gehalten.

Der von Jacob Grimms Flugschrift „Meine Entlassung“ deutlich inspirierte Text enthält eine der meistzitierten Formulierungen des Dichters, die nämlich, er sei weit eher zum Repräsentanten geboren als zum Märtyrer. Im Zusammenhang lautet das Bekenntnis des 61-Jährigen: „Ich habe es mir nicht träumen lassen, es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, dass ich meine höheren Tage als Emigrant, zu Hause enteignet und verfemt, in tief notwendigem politischem Protest verbringen würde. Seit ich ins geistige Leben eintrat, habe ich mich in glücklichem Einvernehmen mit den seelischen Anlagen meiner Nation, in ihren geistigen Traditionen sicher geborgen gefühlt. Ich bin weit eher zum Repräsentanten geboren als zum Märtyrer, weit eher dazu, ein wenig höhere Heiterkeit in die Welt zu tragen, als den Kampf, den Hass zu nähren. Höchst Falsches musste geschehen, damit sich mein Leben so falsch, so unnatürlich gestaltete.“¹⁵

Noch einmal kommt Thomas Mann auch auf sein dreijähriges Schweigen zur Emigration zu sprechen: Es sei ihm etwas herzlich Wichtiges gewesen, schreibt er, den Kontakt zu seinem innerdeutschen Publikum aufrechtzuerhalten. Nun aber habe er, „ein deutscher Schriftsteller, an Verantwortung gewöhnt durch die Sprache“¹⁶, nicht mehr schweigen können zu dem unsühnbar Schlechten, das in seiner Heimat geschehe. Den neuen Machthabern spricht er abermals das Recht auf den „absurden und kläglichen Akt“ seiner „nationalen Exkommunikation“ ab: „Sie haben die unglaubliche Kühnheit, sich mit Deutschland zu verwechseln! Wo doch vielleicht der Augenblick nicht fern ist, da dem deutschen Volke das Letzte daran gelegen sein wird, nicht mit Ihnen verwechselt zu werden.“¹⁷ In weniger als vier Jahren, fährt er fort, hätten die Nationalsozialisten das Land ruiniert, es seelisch und physisch ausgesogen; „geliebt von niemandem, mit Angst und kalter Abneigung betrachtet von allen, steht es am Rande der wirtschaftlichen Katastrophe.“¹⁸ Und Thomas Mann schliesst mit einem emphatischen Appell,

Deutschland möge zur Vernunft kommen und in die europäische Staatengemeinschaft zurückkehren. Sein letzter Satz liest sich schon wie der Schluss des „Doktor Faustus“: „Gott helfe unserem verdüsterten und missbrauchten Lande und lehre es, seinen Frieden zu machen mit der Welt und mit sich selbst.“¹⁹

Wer aber ist Emil Oprecht, der diesen Text in seiner ganzen Dringlichkeit sofort erfasst hat? Nun, er ist einer jener Schweizer, die sich im Sturm von Krise und Krieg kompromisslos gegen die Bedrohung durch das nationalsozialistische Deutschland stellen: mit tatkräftiger Unterstützung von Flüchtlingen, aber auch mit einem engagierten Verlagsprogramm, das er gegen alle Widerstände durchsetzt.

Der stämmige, kleingewachsene Mann führt gemeinsam mit seiner Frau Emmie (1899–1990), der „Innenministerin“, die Buchhandlung an der Rämistrasse 5 und unterhält 1933–1945 in seiner Wohnung am Hirschengraben 20, vis-à-vis vom Deutschen Konsulat mit der gehissten Hakenkreuzfahne, eine eigentliche Anlaufstelle für Emigranten, denen er mit Geld und Zuspruch, Schuhen und Papieren, Wäsche und Empfehlungen hilft. Zeitzeugen schildern das wache und ruhelose, aller Feierlichkeit abholde Wesen Oprechts, der aus bescheidenen Verhältnissen stammt. Sein Vater war Angestellter auf dem städtischen Steueramt; um den beiden Söhnen Hans und Emil eine höhere Ausbildung zu ermöglichen, arbeiteten Vater und Mutter abends zusätzlich – als Billettkontrolleur und Garderobiere – im Stadttheater, dem heutigen Opernhaus. Emil hat Wirtschaftswissenschaften studiert und mit einer Arbeit über die „Holzproduktion im Kanton Graubünden“ doktriert. 26-jährig ist er, beflügelt von den Idealen der sozialistischen Jugendbewegung, der neugegründeten Kommunistischen Partei der Schweiz beigetreten, die er drei Jahre später wieder verlassen hat, um sich den Sozialdemokraten anzuschließen, ohne wie sein Bruder als Parteipolitiker tätig zu sein. Sein Programm ist zur Hauptsache ein umfassendes Nein zu Faschismus und Nationalsozialismus. Von Parteiengizänk hält er nichts. Liberale wie Konservative sieht er als Gefährten an, wenn sie nur den Kampf gegen Hitler unterstützen.

1925 hat Oprecht die Firma „Dr. Oprecht & Helbling“ gegründet: eine Reise-, Versand- und Kommissionsbuchhandlung, verbunden mit einem Verlag. Die Buchhandlung besteht dem Namen nach noch bis 2003. Im Verlagsprogramm erscheinen 1925–1933 nur wenige grössere Werke, so etwa Robert Grimms „Geschichte der sozialistischen Ideen in der Schweiz“ (1931).

Oprechts Stunde als politischer Verleger schlägt 1933. Schon im April publiziert er ein Bekenntnis zur Schweiz als traditionellem Asylland. Es bestehe die Pflicht, schreibt er, „über die materielle Solidarität hinaus auch geistige Solidarität zu üben. Denn das Schicksal unserer deutschen Freunde ist letzten Endes unser eigenes Schicksal.“²⁰ Nach den ersten Bücherverbrennungen in Deutschland stellt Oprecht die verbotenen Werke im Schaufenster seiner Buchhandlung ostentativ zu einem Scheiterhaufen aufgeschichtet aus. Zusammen mit Carl Seelig organi-

siert er Vortragsabende für aus Deutschland geflohene Schriftsteller. Die scharfen Angriffe seitens der deutschfreundlichen „Front“ bestärken ihn nur in seiner Haltung. Er gründet den Europa-Verlag, dessen Name Programm wird. Den Verlag „Oprecht & Helbling“ führt er weiter, lässt dort jedoch vermehrt kulturgeschichtliche Werke erscheinen, während das politische und zeitgeschichtliche Sachbuch Domäne des Europa-Verlags wird.

In den Jahren 1933–1945 betreut Oprecht die Werke von etwa 300 Autoren. Etwa ein Drittel des Programms wird von Autoren bestritten, die aus Deutschland haben fliehen müssen; manche von ihnen haben in der Schweiz Asyl gefunden. Dass sie im Europa-Verlag publizieren können, ist auch insofern ein Glücksfall, als es emigrierten deutschen Verlegern in diesen Jahren so gut wie unmöglich gemacht wird, in der Schweiz ihr Unternehmen neu zu gründen. Der gescheiterte Versuch von Thomas Manns Verleger Gottfried Bermann Fischer zeigt dies deutlich.

In den Büchern des Europa-Verlags kommt zu Wort, wer immer gegen die totalitäre Barbarei die Stimme erhebt. 1934 zieht Lothar Frey mit dem Buch „Deutschland wohin?“ eine Bilanz der nationalsozialistischen Revolution, während Ignazio Silone, der mit seinen Romanen „Fontamara“ und „Brot und Wein“, Schilderungen des bäuerlichen Alltags im faschistischen Italien, dem Verlag zu kommerziellem Erfolg verholfen hat, im gleichen Jahr den „Faschismus. Seine Entstehung und Entwicklung“ analysiert.

Ebenfalls 1934 lässt Max Horkheimer unter dem Pseudonym Heinrich Regius und dem Titel „Dämmerung“ seine *petites perceptions* zur Weimarer Republik drucken. Von Ernst Bloch erscheint 1935 die fulminante Faschismus-Analyse „Erbschaft dieser Zeit“, und Heinrich Mann versammelt 1936 im Lesebuch „Es kommt der Tag“ kritische Essays aus der „Neuen Weltbühne“. Im gleichen Jahr publiziert Konrad Heiden eines der wichtigsten Bücher in der Geschichte des Verlags: „Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit“, den ersten Band seiner Hitler-Biographie, deren zweiter Teil, „Ein Mann gegen Europa“, 1937 erscheint. Oprechts mit 33 000 verkauften Exemplaren erfolgreichstes Buch aber werden Hermann Rauschnings „Gespräche mit Hitler“. Dass das zuerst französisch erschienene, für die deutsche Ausgabe von Oprecht mit Rücksicht auf die Zensur abgeschwächte Werk, das die historische Forschung inzwischen als problematisch ansieht, im Widerstand gegen den Nationalsozialismus gleichwohl seine segensreiche Wirkung entfaltet, ist eine nachdenkenswerte Arabeske zur Frage von Lüge und höherer Wahrheit.

Neben Rauschnings Buch erscheinen zahlreiche authentische Zeitzeugnisse bei Oprecht. Bereits 1936 hat Walter Hornung seinen Erfahrungsbericht über das Konzentrationslager Dachau veröffentlicht, der – wie Wolfgang Langhoffs im Schweizer-Spiegel-Verlag erschienenen Buch „Die Moorsoldaten“ – erschütternden Einblick in die Praktiken des Dritten Reichs gibt. Wie rasch der Verlag

auf die sich überstürzenden Ereignisse reagiert, beweisen die 1938 erschienenen Publikationen „Der Griff nach Österreich“ von Robert und „Die Tschechoslowakei für Europa geopfert – vergebens!“ von Franz Trubert. Mit all diesen Schriften, zu denen noch Bücher mit literarischen Texten von Walter Mehring und Max Hermann-Neisse, Else Lasker-Schüler und Alfred Polgar, Ferdinand Bruckner und Friedrich Wolf kommen, ist das Umfeld skizziert, in welchem Oprecht Thomas Manns kleine, aber gewichtige Schrift publiziert. Sie wird – mit Ausnahme des Sonderdrucks eines Zeitschriftenartikels und einem Vortrag von 1949 – die einzige Einzelpublikation Manns in seinem Verlag bleiben, und wengleich in den folgenden Jahren noch die von Thomas Mann herausgegebene Zeitschrift „Mass und Wert“ hinzukommt, kann man Oprechts Bedeutung für Thomas Mann selbstverständlich nicht mit der Gottfried Bermann Fischers vergleichen. Sie ist auch nicht von jenen spitzfindigen Debatten um Tantiemen, Nebenrechte und Belegexemplare geprägt, mit denen Thomas Mann, stets assistiert von der kampfberreiten Katia, Aberhunderte von Seiten füllt. Der Briefwechsel des Romanciers mit seinem Verleger eröffnet ja, dies in Klammern gesagt, eine komplementäre Perspektive zu jener der Tagebücher: Er zeigt den Hypochonder als Krämerseele, den Repräsentanten der Humanität als hanseatisch kühlen und exakten, ja kleinlichen Rechner; auch diese Form des Doppellebens wirft ein Licht aufs Thomas Manns so geliebte Antinomien von Künstler und Bürger.

Etwas davon bemerkt man freilich auch in seiner Beziehung zu Oprecht. Sie ist zwar von Höflichkeit, Respekt und einem ungemein warmen Ton erfüllt, wie die etwa 40 erhaltenen Briefe zeigen. Doch auch hier ist ein gewisses Gefälle zu beobachten, zeigt sich Thomas Manns nie ganz überwundene Neigung, Verleger als bessere Domestiken zu betrachten. Tagebucheinträge wie „Telefonate mit Oprecht wegen einer Leibbinde“ (8.1. 1937), „Manuskripte zur Abwälzung an Oprecht bereitgemacht“ (2.4. 1937), „Abends in der Oper mit Golo und Medi, wo wir zu viert zwei Logen hatten (Verbindung Oprecht)“ (24.10. 1937) oder „Problematische Finanzgebarung Oprechts“ (4.11. 1937) finden sich zuhauf. Oprecht indes lässt sich's nicht verdriessen und geht in seiner gewissermassen dienenden Rolle sogar auf; von Ferdinand Lion muss er sich deshalb vorwerfen lassen, er verhalte sich gegenüber Thomas Mann „wie bei Hofe“.²¹

Oprecht nimmt es auch in Kauf, dass er durch seine Verlagspolitik im allgemeinen und durch sein Eintreten für Thomas Mann im Besonderen zur Zielscheibe nationalsozialistischer Angriffe wird. Nach Demarchen des Gesandtschaftsrats Dankwort bei Bundesrat Motta wird er am 16. Juli 1937 von der Landesregierung verwarnt. Sie könne es nicht weiter zulassen, heisst es in dem Schreiben, „dass der neutrale und völkerrechtlich gesicherte Schweizerboden für die propagandistische Bekämpfung fremder Staaten, mit denen unser Land in Frieden und Freundschaft zu leben wünscht, missbraucht wird“.²² Doch Oprecht

ist mit Drohungen nicht von seinem Kurs abzubringen, den er unter Berufung auf die in der Bundesverfassung garantierte Meinungs- und Pressefreiheit verteidigt.

Auch durch wirtschaftliche Sanktionen wird Oprecht bedrängt. Der grundsätzlich überstaatliche „Börsenverein der deutschen Buchhändler“ ist 1933 gleichgeschaltet worden; 1936 wird er als „Gruppe Buchhandel“ der Reichsschrifttumskammer eingegliedert. Diese wiederum veröffentlicht eine Liste zu verbietender „Bücher und Schriften, die das nationalsozialistische Kulturwollen gefährden“. Oprecht ist 1936 mit 17, 1937 mit 41 Titeln vertreten, 1938 schliesslich wird das Verbot auf sein gesamtes Programm ausgedehnt. Schon 1937 betreiben die Nationalsozialisten Oprechts Ausschluss aus dem Börsenverein mit der Begründung, der Zürcher Verleger publiziere Bücher, die das deutsche Volk, Adolf Hitler und die nationalsozialistische Bewegung verunglimpften.

Oprecht weist in seiner Verteidigungsschrift darauf hin, dass reichsdeutsche Verleger fremde Regierungen, Völker, Staaten, Religionen und Rassen in einem fort beschimpften, ohne dass ihnen etwas passierte. Ausserdem macht er geltend, dass für seine Relegation die rechtlichen Grundlagen fehlten. Der Ausschluss wird dennoch durchgesetzt. Er trifft nicht den Verleger, wohl aber den Buchhändler Oprecht: Wer nicht im Adressbuch des Börsenvereins figuriert, darf nicht mit Buchhandelsrabatt beliefert werden. Solidarische Buchhändler springen hier jedoch in die Bresche, so dass der indirekte Boykottversuch nicht wirksam wird.

Thomas Mann und Oprecht sehen sich in diesen Monaten und Jahren ausgesprochen häufig. Das Tagebuch verzeichnet in den Jahren 1937/38 zahlreiche Einladungen bei Oprechts am Hirschengraben oder bei Manns in Küsnacht, in der Regel zum Abendessen, bisweilen auch zum Lunch oder Kaffee, und oft kommt die ganze Familie mit. Mit wenigen Zürcher Bekannten hat Thomas Mann so engen Kontakt gepflegt wie mit Oprechts; dabei hat es ihm auch Emmi besonders angetan. Bei einer dieser Gelegenheiten ereignet sich auch jenes Unerhörte, von dem das Tagebuch unter dem 11. 9. 1937 berichtet: „Abend mit K., Golo und Hedi bei Oprechts . . . Nach dem Kaffee Vorlesung des grössten Teils des von Adelles Erzählung Geschriebenen [= „Lotte in Weimar“, 5. Kapitel] . . . Schnarchen Oprechts beim Lesen.“ Dass Oprecht ein Privatissimum bei Thomas Mann dazu nutzt, etwas Schlaf nachzuholen, zeigt seinen freien Charakter, aber auch die vertraute Beziehung der beiden Familien. Dennoch bleibt man beim Sie. In Briefen aus den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren wählt Thomas Mann indes gelegentlich die vertrauliche Anrede „Lieber Herr Opi“ oder sogar „Lieber Opi“.

Oprechts geschildertes Engagement und seine Verbindungen legen es nahe, die antinazistischen Kräfte auch in einer Zeitschrift zu bündeln. Von einem solchen Vorhaben hat Thomas Mann schon im Februar 1936 gehört; eine Beschleunigung erfährt das Projekt, als die sozialliberale Kulturmäzenin Aline Mayrisch de Saint-Hubert, Witwe des luxemburgischen Stahlmagnaten Emile Mayrisch, dreimal

zehntausend Franken in Aussicht stellt. Als Redaktor wird auf Initiative der Mäze-
nin Ferdinand Lion vorgesehen, der originelle und betuchte Edel-Bohemien, als
Elsässer in der deutschen wie in der französischen Kultur zu Hause, ein verspiel-
ter Ästhet, der laut einem Tagebucheintrag Klaus Manns die „Sensibilität als
Lebensinhalt“ pflegt²³. Lion ist seit ihrer gemeinsamen Münchner Zeit ein glü-
hender Bewunderer Thomas Manns, des um acht Jahre Älteren. Mann seinerseits
mag den Causeur und losen Vogel recht gern, traut ihm aber nicht ohne weiteres:
ein „häkelig-mäkelig Köpfchen“ nennt er ihn einmal in einem Brief²⁴.

Dass die Zeitschrift bei Oprecht erscheinen soll, steht ausser Frage, und Tho-
mas Mann lässt sich als Herausgeber nicht lange bitten. Als Mit-Herausgeber und
Alibi-Schweizer wird, nachdem die Idee, Karl Barth anzufragen, wieder verwor-
fen worden ist, der Privatgelehrte und Dichter Konrad Falke alias Karl Frey
bestimmt; er spielt jedoch keine massgebliche Rolle und reicht, da seine eigenen
Beiträge von der Herausgeberschaft regelmässig abgelehnt werden, bald seinen
Rücktritt ein, wird indes weiterhin im Impressum geführt.

Thomas Mann nimmt seine Aufgabe ernst. Er fungiert nicht etwa nur als Aus-
hängeschild der Zeitschrift, die der deutschen Kultur während des sogenannten
„Interregnums“ eine Heimstätte bieten soll, er hat nicht nur den Titel „Mass und
Wert“, zu dem der Untertitel „Zweimonatsschrift für freie deutsche Kultur“
kommt, geprägt: Nein, er nimmt an zahlreichen, mitunter mehrmals pro Woche
stattfindenden Beratungen mit Oprecht, Lion und anderen teil, redet bei der
Gestaltung mit, sucht Mitarbeiter zu gewinnen, sichtet Manuskripte, klärt Hono-
rarfragen, redigiert und liest Korrektur; vor allem aber ist er selbst der eifrigste
Autor. Er publiziert in „Mass und Wert“ nicht nur Vorworte zu jedem der drei
Jahrgänge, auf die es die Zeitschrift bringt, sondern auch seinen Zürcher Vortrag
„Richard Wagner und der ‚Ring des Nibelungen‘“, die „Rede bei der Eröffnung
der Thomas Mann Library an der Yale University“, grosse Teile seines Princetoner
„Faust“-Kollegs, das Vorwort zur amerikanischen Ausgabe von „Anna Kare-
nina“ sowie und vor allem den Roman „Lotte in Weimar“; er erscheint vom ersten
Heft an in Fortsetzungen. Man kann nicht sagen, der Dichter hätte das alles ganz
uneigennützig getan. Schon am 3. Juli 1937 schreibt er an Oprecht: „Auf das Fol-
gende muss nun auch einmal die Rede gebracht sein; als Familien-Vater und Wirt-
schaftshaupt kann ich es nicht gut länger verschieben. Es handelt sich um die Rege-
lung meiner geschäftlichen Beziehungen zu unserer Zeitschrift und der
Honorierung meiner Beiträge und bisherigen Tätigkeit. Wir hatten seinerzeit
besprochen, dass durch den Abdruck einiger grösserer Fragmente aus ‚Lotte in
Weimar‘ ein Vorabdruck in extenso, der sonst möglich gewesen wäre, zum Opfer
gebracht wird, und Sie sowohl wie Lion hatten mir zugestanden, dass ich nach
Möglichkeit für diesen Ausfall entschädigt werden würde. Sie hatten damals die
Summe von 1 500 Schweizer Franken genannt, und ich finde auch heute noch
diese Entschädigung leidlich angemessen, obgleich ein regulärer Vorabdruck vor-

aussichtlich wesentlich mehr gebracht hätte. Hinzu kommt noch das Honorar für das Vorwort, das eine schwierige Aufgabe war und mir viel Nachdenken und Arbeit gemacht hat.“ In diesem Ton zielstrebig-er Umständlichkeit geht es weiter, kurzum: Thomas Mann verlangt Fr. 2000.-, also einen beträchtlichen Teil des Jahresbudgets der Zeitschrift für seine vor noch nicht allzu langer Zeit begonnene Mitarbeit. Späterhin wird er unter dem Druck der Ereignisse auf weitere Forderungen verzichten, aber die Bestimmtheit, mit der er sich bei einem Unternehmen, in das sein Freund Oprecht unverdrossen Abertausende von Franken steckt, schadlos zu halten versucht, zeigt doch einmal mehr den Buddensbrook'schen Kaufmann.

Schwer tut er sich tatsächlich mit dem – unter starken Ischias-Schmerzen geschriebenen - Geleitwort zum ersten Heft; das Tagebuch enthält mehr als einen Stossseufzer, und der Text selbst, wiewohl von wohlgesinnten Kreisen damals herzlich zustimmend aufgenommen, mutet in seiner Allgemeinheit heute etwas hilflos und floskelhaft an: Formeln wie die von der „beispielgebenden Sendung der Kunst in dieser Zeit“ und der „Besinnung auf ein souveränes Mass...von dem sie (die Tatbestände, Menschen, Werke) ihren rein menschlichen Wert erhalten“²⁵ wirken ohne Konkretion als ziemlich diffuse und zerquälte Positionierung. Dennoch mangelt es nicht an deutschen Protesten. So schreibt der deutsche Gesandte in Bern ans Auswärtige Amt den recht aufschlussreichen Satz, die Publikation sei „schon nach ihrem Untertitel ‚Zweimonatsschrift für freie deutsche Kultur‘ gegen das heutige Deutschland zu wirken bestimmt“.²⁶

Gerade als intellektuelles Organ des Exils kommt das Blatt aber nicht recht vom Fleck. Lion erweist sich als wenig geeigneter Redaktor. Noch bevor die erste Nummer erschienen ist, spricht man über seine Ablösung – beispielsweise durch Golo Mann, dem sein Vater diesen Notposten zuhält. Worin besteht Lions Schwäche? Nun, er agiert kapriziös, lehnt ohne Rücksprache Beiträge ab, die Thomas Mann bestellt hat, kürzt alle Texte ausser seinen eigenen gnadenlos und versteht es nicht, die Zeitschrift, die durch ihre nur zweimonatliche Erscheinungsweise ohnehin benachteiligt ist, politisch auf Kurs zu bringen. Vielmehr pflegt er lieber das Esoterisch-Elitäre, als der Forderung des Tages nachzukommen. Beiträge über die Schönheit des Lyrischen, die Götter der Griechen und altindische Kultur passen kaum zum Anspruch und Untertitel des Blatts. Äussere Schwierigkeiten kommen hinzu. Die Startauflage von 6000 Exemplaren geht ständig zurück. Im zweiten Jahr, nach dem Anschluss Österreichs im März 1938, hat sie sich schon nahezu halbiert, nach Kriegsausbruch sinkt sie weiter auf 1500 – 2000 (gedruckte, nicht verkaufte) Exemplare. Weitere Mäzene müssen gewonnen werden. Zudem beginnt Frau Mayrisch, die der Kassenführung misstraut, Bedingungen zu stellen; und Anfang 1939 stellt sie ihre Zahlungen ein. Nun verzichtet Thomas Mann auf seine Honorare und bemüht sich von Amerika aus, wo er seit dem Sommer 1938 lebt, um neue Zuschüsse, nicht ohne sich bei Oprecht aufs genaueste informiert

zu haben. „Ich brauche“, schrieb er ihm am 30.1. 1939, „eine Aufstellung über die Gelder, die bisher zur Verfügung waren, das Kapital, das uns insgesamt zugeflossen ist. Ich muss die Einnahmen durch verkaufte Exemplare kennen, die Einnahmen aus Reklame und zum Beispiel noch aus Makulatur, kurz die gesamten Aktiva. Dem gegenüber dann die Unkosten, möglichst detailliert, für Redaktion, Honorare, Vertrieb, Satz, Druck, Einband, Papier und allgemeine Unkosten.“ Seine Mäzenin Agnes Meyer steuert auf Thomas Manns anschliessende Demarche hin den beim damaligen Wechselkurs namhaften Betrag von 2000 Dollar bei. Im Juni 1939 spitzt sich die finanzielle Krise des Blatts dennoch zu. Als Thomas Mann von Oprecht die angeforderten Zahlen schliesslich erhalten hat, ist er in seinen eigenen Worten „doch recht sehr erschrocken“, und er reagiert am 12. 7. 1939 fast ungehalten: „Unleugbare Tatsache ist ja, dass die Zeitschrift in den zwei Jahren ihres bisherigen Bestehens über die Eingänge hinaus ungefähr 50 000 Franken verschlungen hat, nämlich ausser den Zuwendungen von 31 000 Franken auch schon den von mir aufgebrauchten Betrag von 8 860, wozu noch ein Fehlbetrag von 4 000 Franken kommt, der sich durch die zurückkommenden Exemplare noch um 2 bis 3000 Franken erhöhen mag. Mit 2 bis 3 000 Franken sind ferner meine honorarfreien Beiträge zu bewerten. Was nun weiter? Ich stehe dieser doch recht beklemmenden Lage einigermaßen ratlos gegenüber, und wir sollten uns, bevor wir in den Dritten Jahrgang treten, unmissverständlich darüber verständigen... Ich muss offen sagen, dass ich die Frage der Redaktions-Übernahme durch Golo mit anderen Augen angesehen hätte, wenn ich mir über die fast verzweifelte wirtschaftliche Lage der Zeitschrift im Klaren gewesen wäre.“

Nachdem die Hauptmäzenin sich zurückgezogen hat, kann wenigstens ihr unfähiger Protegé Lion abgelöst werden. Oprecht hat schon im Dezember 1937 Albin Zollinger als Mitarbeiter vorgeschlagen. Er wird ab Heft 5 im Impressum geführt. Auch andere Schweizer Schriftsteller kommen nun in „Mass und Wert“ zu Wort: Ludwig Hohl, Rudolf Jakob Humm, Denis de Rougemont, Annemarie Schwarzenbach, Adrien Turel. Im Juli 1939 wird Lion als Redaktor durch Golo Mann abgelöst; Thomas Mann bittet ihn brieflich, der Zeitschrift gewogen zu bleiben; schliesslich habe er mit ihr „rund und nett 17 000 Franken eingesäckelt“. (12.7. 1939). Golo Mann kann sein Amt jedoch nicht umgehend antreten, da er unter die am 20. Januar 1939 über alle Emigranten verhängte Visumpflicht fällt. Nachdem er um eine Aufenthaltsbewilligung nachgesucht hat, wendet sich das städtische Arbeitsamt an den Schweizerischen Schriftsteller-Verband. Dessen Sekretär Karl Naef beantragt in einem durch Engherzigkeit, Bosheit und Dummheit geprägten Schreiben, das Gesuch abzulehnen. Es ist Oprecht, der durch seine Beziehungen zu sozialdemokratischen Beamten durchsetzt, dass die Bewilligung dennoch erteilt wird; Golo Mann kommt nach Zürich und besorgt zusammen mit Oprecht die Herausgabe des letzten Jahrgangs von „Mass und Wert“; die letzte Nummer bringt Oprecht zusammen mit dem Germanisten Hans Mayer heraus,

da Golo sich Ende Mai als Kriegsfreiwilliger in Frankreich gemeldet hat und prompt interniert worden ist.

Das Scheitern der Zeitschrift hat wirtschaftliche, politische und personelle Gründe. Lion hat sich als ungeeigneter Blattmacher erwiesen. Doch auch unter Golos nüchternerer Führung hat die politische Analyse aus der umzingelten Schweiz mit grösster Vorsicht zu erfolgen. Oprecht, der das Blatt mit seinem privaten Geld und seiner Arbeit selbstlos unterstützt hat, ist als Fourier der Bäcker-Kompanie 7 immer öfter im Aktivdienst. Und im Grunde sieht Thomas Mann keine Zukunft mehr für die Zeitschrift; er braucht sie in Amerika auch nicht mehr. So sehr er an ihr als Idee hängt – die schliesslich unter dem Druck der Ereignisse Ende 1940 verfügte und von beiden als vorläufig apostrophierte Einstellung bedeutet für ihn auch eine Entlastung; die Briefe vom Sommer 1940 loben zwar Oprechts Standfestigkeit mit einiger Emphase, bauen aber gleichzeitig vor: „Ob es bei der grossen Zurückhaltung, die nun für die Schweiz geboten scheint, noch möglich sein wird, eine Zeitschrift, die meinen Namen trägt und Emigranten-Beiträge enthält, weiter herauszubringen, kann ich kaum noch glauben. Fast wäre ich erstaunt, wenn es gelänge.“

Als dieser Entscheid gefällt wird, hat Thomas Mann die Schweiz und Europa längst verlassen; auf eine ausgedehnte Vortragsreise durch Amerika im Frühjahr 1938 ist die Übersiedelung nach Kalifornien gefolgt. Der Kontakt mit Oprecht reisst dennoch nicht ab; er gewinnt in der Distanz sogar an Innigkeit, obwohl die Pausen zwischen den Briefen, mitbedingt durch die schwierigen Postverhältnisse, grösser werden. In Thomas Mann verfestigt sich das Bild Oprechts als eines verlässlichen Freundes. Die beiden verbindet, mit einem Briefwort Thomas Manns, ein „Optimismus der Verzweiflung“.

Die ersten Briefe sind noch von den konkreten Belangen der Zeitschrift mitbestimmt. So schreibt Thomas Mann am 11.12.1939 aus Princeton an Oprecht: „Ich finde, man kann Sie und Golo zu No. 1 des 3. Jahrgangs (wie stolz das klingt!) aufrichtig beglückwünschen. Sie hat den rechten Ton und die rechte Haltung als Ganzes und ist im Einzelnen Stück für Stück interessant. ...Grosses Vergnügen hat mir auch Golos kritischer Aufsatz gemacht, dessen Thema so brennend aktuell ist. Dagegen hätte er das Lotte-Fragment etwas besser vor Druckfehlern behüten dürfen. Wie kann man denn stehen lassen ‚Vom Garten klingelt es schon durch den Laden‘ (statt ‚blinzelt‘) und Vogelspiessen statt dem so nahe liegenden Vogel-schiessen! Und das sind nur ein paar Beispiele.“ Inzwischen ist auch die Buchausgabe des Romans erschienen, bei Bermann Fischer in Stockholm, und Thomas Mann fügt an: „...ich bin froh, dass es auf Deutsch doch irgendwie in der Welt ist, denn was werden die Übersetzungen davon übrig lassen!“

Weitere Mitteilungen gelten dem Winterkrieg in Finnland und der zunehmenden Einsicht in die Abgründe von Stalins Regime. „Jeder, der einmal an die ‚Volksfront‘ und an die russische Revolution geglaubt hat“, schreibt Thomas Mann im

bereits zitierten Brief, „muss sein Haupt verhüllen. Unsereiner kommt darüber hinweg, aber wie mag es in vielen jungen Seelen aussehen.“ – Oprecht seinerseits berichtet in seinen wenigen erhaltenen Briefen anschaulich von der Stimmung in der Schweiz, wie sie sich seit der Generalmobilmachung breit machte: „Vor etwa einer Woche mussten wir befürchten, dass die grosse Walze auch über uns in der Schweiz komme. Es kam soweit, dass aus den grossen Städten Zürich und Basel recht viele Leute bereits nach der innern Schweiz und nach dem Welschland evakuiert sind. Ich selbst habe meine Frau für eine Woche weggeschickt und riet auch Golo, eine Zeitlang ins Welschland zu gehen.“ Oprecht ist es auch, der Thomas Mann über Golos Entschluss informiert, sich in Frankreich als Kriegsfreiwilliger oder Rotkreuz-Chauffeur zu melden. „Es war kein guter Augenblick“, schreibt ihm Thomas Mann am 15.6. 1940 zurück, „in dem er diesen Entschluss gefasst hat, und was seitdem in Frankreich geschehen ist, so sehr es uns an und für sich und im Grossen entsetzt und niederdrückt, erhöht natürlich unsere Sorge um den Jungen, der offenbar in einen Auflösungszustand hineingeraten ist. Ich bin der Letzte, seinen Entschluss zu tadeln, den ich menschlich begreiflich und anständig finde. Aber die Vorstellung der Nutzlosigkeit seines Opfers würde seinen Verlust noch schmerzlicher machen.“ – In der Folge sind Emil und vor allem Emmi Oprecht mitunter rascher und gründlicher über Golos Schicksal informiert als Thomas und Katia Mann in Kalifornien; sie melden immer sofort weiter, was sie in Erfahrung bringen, und selbstverständlich festigt diese Konstellation der gemeinsamen Sorge ihre Freundschaft in besonderem Masse.

In der Schweiz hat Oprecht gegen Widerstände zu kämpfen – beileibe nicht nur im Zusammenhang mit „Mass und Wert“. Der Schweizerische Schriftstellerverein nimmt nicht allein Golo Mann, sondern allen Emigranten gegenüber eine feindselige, von Kleinlichkeit und Brotneid bestimmte Haltung ein. Oprecht wird vorgeworfen, sein Programm sei zuwenig schweizerisch. Er kontert die Angriffe mit dem prägnanten Satz, er halte geistige Autarkie für ein Unglück. Mit dem Ausbruch des Weltkriegs wird seine Verlegertätigkeit erheblich eingeschränkt. Durch Hitlers Blitzkriege verliert er mehrere Auslieferungslager, und der Umgang mit der kriegsbedingten Zensur ist zeitraubend, wenngleich an verantwortlicher Stelle der Berner Kollege Herbert Lang waltet, ein Mann, mit dem Oprecht sich über die Kunst des Möglichen verständigen kann. Bücher wie Otto Brauns Rückblick „Von Weimar zu Hitler“, die nicht mit einem Schweizer Impressum gedruckt werden können, erscheinen – notabene in Rücksprache mit der Zensurstelle – im „Europa-Verlag New York“. Dieser Schlich wird von den Nationalsozialisten freilich durchschaut und kopiert: sie lassen ihrerseits antisemitische und kriegshetzerische Pamphlete im „Europa-Verlag London – Berlin – Paris“ erscheinen.

Während der Kriegsjahre befassen sich die Bücher des Europa-Verlags einerseits mit dem Schicksal der von Hitler überfallenen Länder – Willy Brandts Bericht „Krieg in Norwegen“ (1942) ist ein prominentes Beispiel –, andererseits mit einer

Neuordnung Europas nach dem Krieg. Und wo Oprecht sich nicht verlegerisch engagieren kann, tut er es auf andere Weise. Seine besondere Sorge gilt den Emigranten in Frankreich, die nach dem deutsch-französischen Waffenstillstandsvertrag aus den Lagern geflohen sind und über Marseille, Spanien und Portugal nach Amerika zu entkommen versuchen. Oprecht bemüht sich um Visa und hilft mit Geld. Gleichzeitig versucht er, Heinrich Rothmund zu einer Lockerung der schweizerischen Einreisebestimmungen zu bewegen. Seit 1938 ist er ausserdem Verwaltungsratspräsident der nach Ferdinand Riesers Weggang gegründeten Neuen Schauspiel AG am Pfauen; 1940 wird er zusätzlich noch kaufmännischer Direktor des Theaters. Er steuert es sicher durch die Kriegsjahre, und das Haus schreibt unter der künstlerischen Leitung von Oskar Wälterlin Theatergeschichte.

Oprecht befindet sich die ganzen Kriegsjahre in einer heiklen Situation. Die Nazis trachten ihm nach dem Leben, und er trägt sich deshalb, wie aus einem Brief Thomas Manns vom 17.7. 1940 hervorgeht, in dunklen Stunden auch mit Auswanderungsplänen, die er dann aber wieder verwirft. Gleichzeitig bleibt er ein Verleger, und ein geschäftstüchtiger dazu: Das zeigt sich auch in Details wie jenem, dass er, als Bermann Fischers Situation im Exil zunehmend schwieriger wird, sich sogleich anbietet, in die Lücke zu springen und Thomas Manns neue indische Novelle „Die vertauschten Köpfe“ in seinem Verlag herauszubringen. Thomas Mann seinerseits schreibt ihm, als er sich in Pacific Palisades installiert hat, einige ausführliche Briefe, in denen er das Kriegsgeschehen reflektiert, aber auch von seinem Alltag erzählt: „Persönlich geht es uns gut“, heisst es etwa unter dem 31.1. 1942. „Natürlich muss jeder sich auf die Einschränkungen und Unbequemlichkeiten gefasst machen, die der gewaltige Kriegseinsatz unvermeidlich mit sich bringt. Man wird hier immer genug zu essen haben. Aber kein einziges Automobil wird mehr hergestellt, und, da es an Gummi fehlt, auch keine Reifen. Das kann zur Kalamität werden, bei den Entfernungen an unserer Küste. ... Seit 1. Januar bin ich Mitglied des Stabes der Library of Congress in Washington, als „Consultant for German literature“, gewissermassen amerikanischer Staatsbeamter. (Etwas für die Zietig!)“

Nach Kriegsende intensiviert sich der Briefkontakt wieder, und sogleich macht sich wieder Thomas Manns Neigung bemerkbar, Oprecht aufs freundlichste für sich einzuspannen. So schreibt er ihm am 29. Januar 1947, dem Tag, an welchem er den „Faustus“ vollendet, er hätte gern jenen Band der bei Eugen Rentsch erschienenen Gotthelf-Ausgabe, der „die schwarze Spinne“ enthält („rotbraun mit Gold“); ausserdem vermutet er einen Register-Band seiner Sophien-Ausgabe noch bei Oprecht und erbittet ihn baldmöglichst zurück, zumal er ja kaum, wie Thomas Mann aus Amerika wissen zu können meint, in einer Kiste vergraben sein werde, sondern sich greifbar in einem von Oprechts Schränken finde. Im gleichen Brief notiert er, er habe den „Faustus“ bereits in Oprechts Katalog „mit gelindem Schrecken für 15 Fränkli angezeigt“ gefunden: „Ich fürchte, er wird teurer werden, obgleich er nicht mehr wert sein mag.“ Für den Sommer 1947 plant Tho-

mas Mann eine Europareise mit Stationen in England, Holland und der Schweiz. Eine gewisse Finanzierung des Unternehmens durch öffentliche Vorträge, informiert er Oprecht, wäre ihm ganz lieb, auf deutsch oder englisch, in Zürich, Basel, Bern, Winterthur oder Genf, und natürlich soll Oprecht für ihn die Veranstaltungen organisieren. „Als Zeitpunkt käme Ende Mai oder Anfang Juni in Betracht. Die Honorarfrage angehend, so rechne ich natürlich nicht in Dollars, kann mich aber auch wieder nicht zu billig verkaufen; ich denke, etwa 500 Franken müsste man im Durchschnitt schon verlangen.“

1947, 1949, 1950 und 1951 bereist Thomas Mann von Amerika aus Europa, bevor er sich 1952 wieder ganz in der Schweiz niederlässt. Jede dieser Reisen führt auch nach Zürich, wo der berühmte Autor aus verschiedenen Anlässen – 19. Internationaler PEN-Congress, Faustus-Vorlesung an der Universität, Goethes 200. Geburtstag, sein eigener 75., Krull-Vorlesung im Schauspielhaus – feierlich empfangen wird. Natürlich kommt es bei jeder dieser Reisen auch zu mehrfachen Zusammenkünften mit Oprechts. Eine Geste des gefeierten Erzählers gegenüber seinem treuen Weggefährten ist es, dass er ihm 1949 seinen Vortrag „Goethe und die Demokratie“ zur Einzelpublikation überlässt.

Während Thomas Mann noch zögert, ob er jemals wieder deutschen Boden betreten soll, kennt Oprecht keine entsprechenden Bedenken. In der unmittelbaren Nachkriegszeit eröffnet sein Europa-Verlag Zweigstellen in Konstanz (später Stuttgart) und Wien, das Programm prägen Autoren wie Karl Mannheim, Isaac Deutscher, Bertrand Russell und Arnold Toynbee. 1948 schreibt Oprecht, dem zwölf Jahre lang aufrechterhaltenen Nein habe nun ein Ja zu folgen: „Es gilt, Deutschland über die Trümmer seiner Städte und seines erschütterten wankenden Geisteslebens in ein positives Verhältnis zu seinen früheren grossen Werten und zum übrigen Europa hinüberzuretten.“²⁷

Die Briefe zwischen Kalifornien und Zürich gehen nun wieder eifrig hin und her – in freimütigem, bald geschäftlichem, bald freundschaftlichem Ton. Nicht ohne triumphierenden Unterton heisst es schon am 29. Januar 1947: „Erzählen Sie Korrodi doch, dass die Universität Bonn mir mein Ehrendoktor-Diplom erneuert hat, mit feierlichen Begleitbriefen des Rektors, des Dekans und – des amerikanischen University Control Officer. Bin nun also wieder ein deutscher Herr Doktor.“ Auch Lesungen darf der gute Oprecht gleich im Dutzend wieder organisieren, und als der Dichter sich im Herbst 1951 mit dem Gedanken trägt, wieder ganz in die Schweiz zurückzukehren, verständigt er sich mit Oprecht nicht nur über Fragen wie Doppelbesteuerungsabkommen, sondern schickt ihn auch gleich auf Haussuche. Wenn die Manns aus Amerika kommen, stehen Oprechts am Flughafen; auf Bildern sieht man sie zusammen, Oprecht trägt die Reisetasche des Meisters. Besorgt äussert er sich brieflich am 2. Mai 1952, als Oprecht bereits vom Leberkrebs, der wenige Monate später zum Tod des erst 57-jährigen führen wird, schwer gezeichnet ist: „Wer möchte – von aller persönlichen Freundschaft

abgesehen – nicht wünschen, dass Sie Ihrem Lande, Ihrem Verlagswesen, dem Zürcher Kulturleben noch viele Jahre erhalten bleiben!“

Doch das bleibt nicht das letzte Wort: Am 22. August 1952, sieben Wochen vor Oprechts Tod, geht es schon wieder recht geschäftlich zu, zumal Oprecht beschlossen hat, sein Leiden einfach so weit wie möglich zu ignorieren: „Dank für Ihre Zeilen!“ schreibt Thomas Mann, „Der Vortrag ‚Der Künstler und die Gesellschaft‘ ist wirklich in Salzburg so herzlich aufgenommen worden, dass ich es gern auch in Zürich versuche. Eine Abendveranstaltung ist wohl besser als eine Matinée. Der 29. September würde mir gut passen. Ich nehme an, dass als Honorar wieder, wie bei der Vorlesung voriges Jahr, 1000 Franken vorgesehen sind.“

Dann kommt, am 9. Oktober, der Tod. Bewegte Worte findet Thomas Mann drei Tage später am Grab des zwanzig Jahre jüngeren Mitstreiters: „Er war mein Freund, war mir gerecht und treu, und hier will ich sagen, dass ich die Freundschaft dieses schweizerischen Europäers als Zierde meines Lebens empfunden habe.“²⁸ Der 77-jährige, sichtlich erschütterte Erzähler rühmt Emil Oprechts durch Empfindlichkeit für alle Kränkung der Menschenwürde geadelte Tüchtigkeit, seinen verlegerischen Mut, seinen geraden Charakter und seine Verlässlichkeit. Noch einmal erinnert er sich an den Beginn ihrer Freundschaft:

„Herauszubringen, unter dem Siegel seines Hauses in die Welt zu setzen, was das Schlechte schlug, war ihm eine wahre Lust, und meine schönste Erinnerung an ihn ist die Stunde, Silvesterabend 1936, als ich ihm in einem seiner Geschäftsräume den eben geschriebenen Brief nach Bonn, jene Streitschrift gegen die Verderber Deutschlands, vorlas, die dann dank seiner Initiative ihren Weg um die Welt machte. Nie vergesse ich den Ausdruck, mit dem er, der manchen doch kühl und nüchtern erschien, als ich geendet hatte, stumm meine Hand ergriff und sie drückte. Ich glaube, es standen Tränen in seinen Augen.“²⁹

Das Tagebuch hält den anstrengenden Tag wie folgt fest: „Vormittag bei Regenwetter mit Schweizers zum Crematorium. Fülle von Trauergästen. Orgel, Rede Prof. Von Salis, Streichermusik, dann meine Abschiedsworte. War sehr bewegt. Von Schweizers im Regen nach Hause gefahren. Viel Post. Die Pocket-Ausgabe von ‚Buddenbrooks‘. – Nach dem Thee zu Katzenstein zur Besprechung meiner Ess-Plagen. Die Trockenheit sehr stark. Verordnet Glycerin-Bonbons und, zur besseren Ernährung, Traubenzucker. Marcuses zum Abendessen. War müde, wahrhaftig.“³⁰ Wer wollte es ihm verdenken.

¹ Peter Stahlberger: Der Zürcher Verleger Emil Oprecht und die deutsche politische Emigration 1933-1945. Mit einem Vorwort von J.R. von Salis. Europa Verlag, Zürich 1970, im folgenden abgekürzt: Stahlberger

- ² Thomas Sprecher: Thomas Mann in Zürich. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1992, im folgenden abgekürzt: Sprecher
- ³ Das Konvolut umfasst 33 Briefe und Karten und Thomas Manns, von Emil Oprecht haben sich nur 4 Briefe und Telegramme erhalten
- ⁴ Thomas Mann, Gesammelte Werke in 13 Bänden, Fischer Verlag, zweite Auflage 1974, Band 11, S. 870-890; im folgenden abgekürzt: Mann, Werke
- ⁵ zit. nach Sprecher, S. 168
- ⁶ Eduard Korrodi, Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel, NZZ, 26. 1. 1936
- ⁷ Thomas Mann, Tagebücher 1935-1936, S. Fischer Verlag, Frankfurt 1978, S. 250; im folgenden abgekürzt: Mann, Tagebücher, Jahreszahl.
- ⁸ An Eduard Korrodi, in: Mann, Werke 11, S. 792
- ⁹ ebd.
- ¹⁰ a.a.O. S. 793
- ¹¹ vgl. Sprecher, S. 173 f.
- ¹² zit. nach Sprecher, S. 182
- ¹³ Mann, Tagebücher 1935-1936, S. 413
- ¹⁴ Mann, Tagebücher 1933-1934, S. 242
- ¹⁵ Briefwechsel mit Bonn, in: Mann, Werke, Band 12, S. 787
- ¹⁶ ebd. S. 789
- ¹⁷ ebd.
- ¹⁸ ebd.
- ¹⁹ ebd. S. 792
- ²⁰ zit. nach Stahlberger, S. 100
- ²¹ Mann, Tagebücher 1937-1939, S. 163
- ²² zit. nach Stahlberger, S. 121
- ²³ Klaus Mann, Tagebücher, 15.7. 1935, zit. nach Sprecher, S. 184.
- ²⁴ Thomas Mann an M. Gumpert, 6.9. 1937, in: Thomas Mann, Briefe 1937-1947, S. Fischer Verlag, Frankfurt 1963, S.29
- ²⁵ Mann, Werke 12, S. 798-812
- ²⁶ zit. nach Stahlberger, S. 261
- ²⁷ zit. nach Stahlberger, S. 311 f.
- ²⁸ Thomas Mann, Abschied von Emil Oprecht, in: Werke 10, S. 526-528
- ²⁹ ebd.
- ³⁰ Mann, Tagebücher 1951-1952, S. 286